



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

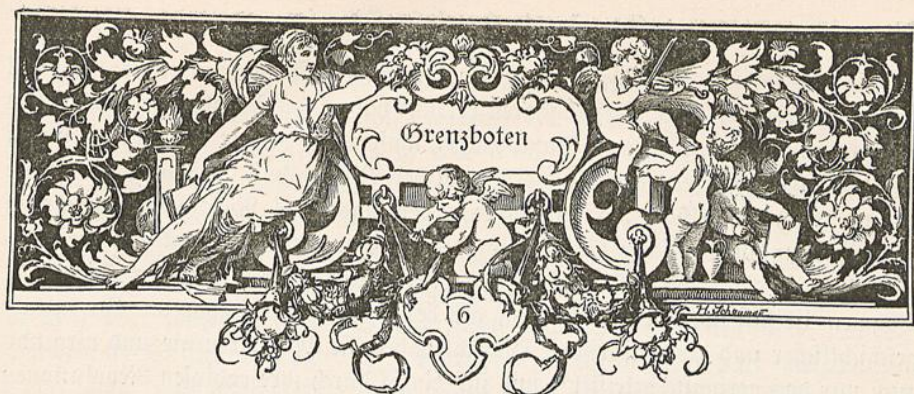
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

R.-Seibt, Ed.: Zum Sprachenkampfe in Österreich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum Sprachenkampfe in Österreich.

Don Ed. R.-Seibt.



Es ist auf deutsch-österreichischer Seite heute beinahe zum Glaubenssatz geworden, in dem achtjährigen Regime des Grafen Taaffe gewissermaßen den Quell all des politischen Übels und Unheils, von dem Österreich gegenwärtig heimgesucht wird, insbesondere also der nationalen Verbitterung, die einer Steigerung kaum mehr fähig ist, zu erblicken und die Taaffesche „Versöhnungspolitik“ für die das Reich mehr und mehr zerrüttende staatsrechtlich-politische Krise ausschließlich verantwortlich zu machen. Wir können dieser Ansicht auf die Gefahr hin, unter die „Nuchdeutschen“ geworfen zu werden, nicht ganz und ohne weiteres beipflichten. Der Grund zu dem jetzigen österreichischen Babel wurde schon im Jahre 1868 durch den Dualismus gelegt, der aus dem Großstaate Österreich einen „Bund zweier Mittelstaaten“ schuf und das altherwürdige Reich in Trümmer schlug; ob in zwei oder fünf oder zehn und mehr, wie die Föderalisten wollen, bleibt sich gleich, zertrümmert war es nun einmal, und in diesem Sinne hatte Grillparzer 1868 Recht zu sagen:

Ihr österreichischen Herren und Geschöpfe,
 Österreichs Adler hat wieder zwei Köpfe,
 Mir wäre lieber, er hätte nur einen,
 Wenn's weiter so geht, hat er bald keinen.

und an einer andern Stelle (mutatis mutandis):

Einen Selbstmord hab ich euch anzusagen:
 Der König von Ungarn hat den Kaiser von Österreich erschlagen.

Man hatte damals, wie so oft in Österreich, das alte Principis obsta außer Acht gelassen und — den heutigen nationalen, speziell tschechischen Ansprüchen

Grenzboten II. 1886.

den Weg gebahnt. Die Tschechen denken, von ihrem Standpunkte aus, nicht mit Unrecht: dasselbe, was die Magyaren erreicht haben, dürfen wir, kraft desselben historischen Rechtes, eben auch beanspruchen, umsomehr, da wir auf einer unftreitig höhern Bildungsstufe stehen als die Nation der Bußtasöhne. Mit letzterm Punkte hat es, trotz Kuchelbad, Königinhof u., allerdings seine Richtigkeit, wenn auch diese Bildung auf deutscher Grundlage beruht. Ein einfacher Blick auf die Statistik beweist dies. Der Prozentsatz der Lese- und Schreibkundigen in Tschechisch-Böhmen ist fast noch einmal so groß als der unter den Magyaren. In kultur- geschichtlicher und zivilisatorischer Hinsicht haben die Magyaren nie und nirgends auch nur das geringste geleistet*) und sich einzig durch ihre endlosen Revolutionen bemerkbar gemacht, während die Tschechen doch auf ihren Fuß, den Vorläufer Luthers, als eine welthistorische Größe hinweisen können. Auch die Geschichte der innern Entwicklung der Tschechen ist so thatenreich und ehrenvoll wie die irgend eines andern Volkes, die zivilisirtesten Staaten Europas nicht ausgenommen. Unter allen Slawen sind sie die tüchtigsten, die wahren Ehrenretter des Slawismus in seiner bisherigen Entwicklung, denn sie allein haben sich (nur die Polen kommen noch einigermaßen in Betracht) neben den übrigen Nationen einen ehrenvollen Platz in der Kulturgeschichte errungen. Die Erinnerung an diese Herrlichkeit ist auch in Böhmen nie ganz erloschen, und sie lebte in unsern Tagen, wo nationale Bestrebungen ein Hauptkennzeichen des Zeitgeistes bilden, leider nur zu kräftig auf. Die magyarische Sprache endlich ist eine der barbarischsten, die es giebt, die tschechische ist viel bildungsfähiger und viel verbreiteter, wenn es auch lächerliche Übertreibung des tschechischen Lokalpatriotismus ist, zu behaupten, daß sie an Biegsamkeit, Einfachheit und Naturwahrheit mit der griechischen wetteifere. In einer Beziehung allerdings sind die Magyaren den Tschechen noch immer und trotz alledem überlegen, nämlich in der Drangsalirung und Knebelung der Deutschen, einer Knebelung, die — als von einer nach Art und Menge so zurückgebliebenen Rasse ausgehend — ohne Beispiel in der Geschichte dasteht und für immer ein Schandfleck Osterreichs, bald hätten wir gesagt, Deutschlands bleiben wird.

Die deutschen Blätter sprechen in der Regel von dem tschechischen Hej slovane als von einem „Hexenliede“ gegen die Deutschen, wir aber fragen: Wie wollt ihr dann das magyarische *Mégis hunczuta a német*, d. h. der Deutsche ist doch ein Hundsfott, nennen, welches man in Ungarn in jeder magyarischen Aneide brüllen hören kann (oder wenigstens noch vor fünf Jahren hören konnte). Auch ist es Unwissenheit oder es heißt absichtlich Vogel Strauß spielen, wenn immer nur von den Siebenbürger Sachsen als den Unterdrückten die Rede ist,

*) Die magyarischen Berühmtheiten, wie Petöfi (etwa im Range unsers Th. Körner), Jókai, Munkacsy u. s. w., können, vom Standpunkte der deutschen, französischen, italienischen Weltliteratur und Weltkultur aus betrachtet, doch wohl nur den *diis minorum gentium* zugezählt werden.

als ob die übrigen $1\frac{3}{4}$ Millionen Deutschen im eigentlichen Ungarn wo möglich nicht noch zehnmal mehr geknechtet wären. In Pest z. B., einer noch immer halb deutschen Stadt, giebt es nicht eine deutsche Volksschule (so wenig wie im ganzen Königreiche), das Ausstecken einer schwarzrotgelben Fahne, wo und bei welcher Gelegenheit es auch immer sei, wird als Landesverrat bestraft, Urtheile, selbst über Kapitalverbrechen, werden nur in magyarischer Sprache verkündet u. s. w. Es wäre für gewisse deutsch-böhmische Heißsporne gut, eine Zeit lang in Pest oder sonst einer deutsch-ungarischen Stadt zu verweilen oder sich wenigstens im Geiste die Lage eines deutschen Familienvaters dort auszumalen. Kurz, man kann ohne Übertreibung sagen, daß, wenn uns die Tschechen mit Geißeln schlagen oder doch schlagen möchten, es die Magyaren mit Skorpionen thun. Dieser unbändige, alles andre geringschätzende Chauvinismus der Magyaren und seine das Reich preisgebende Befriedigung durch einen Ausländer (Beust) war es, welche auf die Erstarkung der nationalen slavischen Ansprüche den mächtigsten, nachhaltigsten Einfluß ausübte und selbst den Adel ansteckte, der sich, dem Beispiele seiner magyarischen Standesgenossen folgend, aus Wien in seine Provinz zurückzog und sich dort an die Spitze und in die Reihen der neu-erwachten Nation stellte; und die provinzielle Journalistik, die häusliche Erziehung, die nationale Schule, die allgemeine Geistesrichtung beförderten und beschleunigten diese Tendenzen.

Dieser Erscheinung gegenüber, sollte man nun denken, hätte auch der Gang einer vernünftigen Regierung ein anderer werden müssen, denn wenn es, so lange die einzelnen Nationalgefühle noch nicht erwacht, noch nicht zum Bewußtsein ihrer Stärke gekommen waren, ratsam sein konnte, diese gewähren zu lassen nach dem Grundsatz: *Divide et impera*, so kann dieser Grundsatz nicht mehr gelten, wo sich die Umstände so sehr geändert haben, wo die Nationalitäten immer stärker auseinandergehen und zuletzt das Band ihrer Vereinigung im Staate zu sprengen droht, wenn nicht bei Zeiten um dieselben ein fester, eiserner Ring — in unserm Falle, um das Kind gleich beim Namen zu nennen, in Gestalt der Staatssprache — geschlagen wird, der jene unwirschigen Gewalten stark und dauernd zusammenhält. Nun geschah aber im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten schon unter den deutschliberalen Vorgängern Taassers für diesen Zweck nichts (s. Art. XIX*) des Staatsgrundgesetzes), unter dem jetzigen Versöhnungsministerium sogar das gerade Gegenteil, sodaß heute nur noch eine schwache Mauer, die auch schon hie und da bedenkliche Sprünge und Risse zeigt, die deutsche Sprache in ihrem letzten Zufluchtsort, dem Heere, schützt. Und doch ist gerade in Oesterreich eine Staatssprache umso nötiger, als es hier an einem allgemeinen Bindungsmittel, an einem Zusammengehörigkeitsgefühle, wie es sonst in jedem Staate besteht und

*) Der einer Staatssprache nicht einmal Erwähnung thut, und alle Sprachen gewissermaßen als gleichberechtigt hinstellt.

an welches die einzelnen Nationalgefühle wie an einen Krystallisationspunkt anschließen könnten, fehlt, und als selbst die spezifisch österreichische Loyalität an einem Wendepunkt angelangt zu sein scheint. Statt dessen hat sich, abgesehen von dem magyarischen, ein tschechisches, ein polnisches, ein italienisches, ja sogar ein slowenisches Nationalitätsprinzip ausgebildet, das sich sozusagen stündlich verstärkt, alles Fremde von sich abstößt und mit rücksichtsloser Hestigkeit um sich greift. In leicht erklärlicher Folge und Gegenwirkung hiervon haben sich natürlich auch die Sympathien der Deutschösterreicher mit verdoppelter Gewalt, welche bald allen Widerstandes spotten wird, ihren Brüdern im Norden und Westen zugewendet. Leider hat sich in diesem Scheidungsprozesse auch nicht von fern etwas gezeigt, was dem Erwachen eines den ganzen Staat umfassenden Gemeinfinnes ähnlich sähe, im Gegenteil, und so hat dieser Zeretzungsprozeß seine gegenwärtige Stufe erreicht, in welchem Abhilfe und Gegenmittel vielleicht noch möglich sind; aber nur ein Weilchen noch, und alle die Töchter der Mutter Austria werden unter sich nur noch ein gemeinsames Band haben, nämlich das des gegenseitigen Hasses und der Abneigung und des Widerstandes gegen die Regierung, im Falle diese das verweigern sollte, was jede von ihnen im Gefühl ihrer Kraft beansprucht, oder das der immer steigenden, immer dringender werdenden Anforderungen an die Regierung, nachdem sie den ersten gutwillig nachgegeben hat. Der Ausgang eines derartig krankhaften Zustandes kann weder fern noch zweifelhaft sein.

Schon gegenwärtig wird man schmerzlich überrascht, den gänzlichen Mangel jenes Gefühls der Gesamtheit zu bemerken, welches in andern Staaten sämtliche Bürger unter sich verbindet, besonders wenn man diese Gleichgiltigkeit mit der thätigen, immer wachen Teilnahme vergleicht, welche alles, was die materiellen und geistigen Bedürfnisse der Provinz oder des Volksstammes betrifft, unausgesetzt begleitet und dieselben recht eigentlich und ausschließlich als natürliche Interessen erscheinen läßt. Noch ominöser aber ist der Mangel an Zutrauen in die Zukunft Osterreichs, welches seine Bewohner, zum Teil, ohne daß sie sich selbst klare Rechenschaft darüber zu geben wüßten, durchdringt; sie scheinen alle von einer trüben Ahnung ergriffen, als könne der gegenwärtige Zustand nicht dauern, als müsse es bald zu großen Änderungen kommen, und als sei die Politik der Regierung nur eine lindernde, fristende, sozusagen von der Hand in den Mund lebende, unbekümmert darum, wie es im nächsten Augenblicke aussehen werde. Aus diesem bloßen Gehenlassen kann nie und nimmer etwas Gutes erwachsen, denn der Zahlungstag erscheint endlich doch, und ein verzweifelter Bankerottirer hält dadurch, daß er den verfallenen Wechsel verlängert, seinen Ruin nicht auf, sondern verzögert ihn nur, damit er desto gewisser hereinbreche. So also sehen die Ergebnisse dieser sorglosen Eintagspolitik aus. Im Innern die Deutschen entfremdet, die Slawen nicht befriedigt, der Staat mit einer stets wachsenden Schuldenlast behaftet, der natürliche Wohlstand in äußerst langsamem

Fortschreiten begriffen, das Reich auf dem Punkte, durch die immer weiter auseinandergehenden Bestrebungen seiner Teile vollends zerrissen zu werden, nach außen hin, trotz des deutschen Bündnisses, an Ansehen und Einfluß gesunken, und, als „Bund zweier Mittelstaaten,“ seinen Platz unter den europäischen Großmächten nur noch einer Art von althergebrachter Pietät verdankend — das sind die Früchte einer zwanzigjährigen, Fehler an Fehler reihenden Politik.

Es fragt sich nun: Lassen die gegenwärtigen Krankheitszustände Oesterreichs eine Hoffnung auf Heilung zu? Läßt sich die Zerstörung, womit sie den österreichischen Patriotismus bedrohen, abhalten, abwenden durch zeitgemäße, wirksame Gegenmittel? Oder bliebe den Deutschen nichts andres übrig, als mit der Ruhe der Verzweiflung die Hände in den Schoß zu legen und den Staatswagen in seinem verderblichen Laufe gewähren zu lassen, bis er in den Abgrund hinabrollt? Niemand, der es mit der Monarchie gut meint, wird sich einer so traurigen Hoffnungslosigkeit hingeben und an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln. Doch helfen dazu keine halben Maßregeln, sondern nur eine thatkräftige Reform; es muß mit der Vergangenheit gebrochen werden, ein neuer Geist muß an ihre Stelle treten, und neue Männer, von denen Heil und Rettung kommen kann. Wer immer der Nachfolger des Ministeriums Taaffe sein wird — die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern —, der muß wissen, daß er vor einer der größten Aufgaben Oesterreichs steht, welche nicht durch schwächliche Vermittlung und „Versöhnung,“ sondern nur durch eine kühne That zu lösen ist, und diese ist die Schaffung oder vielmehr gesetzliche Bestimmung einer Staatssprache, als welche selbstverständlich nur die deutsche gelten kann. Von der deutschen Minorität eingebracht und von dieser allein gestützt, ist der Vorschlag eines solchen Gesetzes freilich nur ein Schlag ins Wasser (siehe die Anträge Wurmbbrands und Scharfshmid's); ganz anders wird sich jedoch die Lage gestalten, wenn eine thatkräftige, echt deutsch und dabei doch wahrhaft österreichisch gesinnte Regierung die Sache in die Hand nimmt, zu der ihrigen macht, und mit der von der Krone gebilligten Erklärung, daß die endliche Lösung der Sprachenfrage eine unabweisliche Forderung, eine Lebensfrage für den österreichischen Staat sei, auf den in der laufenden Session so schnöde aufgenommenen und augenblicklich aussichtslosen Scharfshmid'schen (oder einen ähnlichen) Antrag, der den Nationalitäten mehr als hinreichende Freiheit der Bewegung und Entwicklung gewährt, zurückgreift. Es wird sich dann zeigen — man braucht kein Prophet zu sein —, daß die Tschechen (und allenfalls noch die Handvoll südtiroler Italianissimi) nach wie vor über „Provokation,“ „Impertinenz,“ „Dynamitbomben,“ „Gefährhut“ u. dergl. schreien werden, daß aber weder Polen und Dalmatiner, da diese ja — leider! — längst von der deutschen Staatssprache ausgenommen sind, noch Deutsch-Klerikale und Demokraten, denen ein Veto unzweifelhaft das Mandat kosten würde, dieses Grundgesetz einer geordneten Verwaltung zu Falle zu bringen den Mut haben

werden, und so werden die Tschechen allein stehen. Sie drohen zwar mit einer abermaligen „Sezession,“ falls der Scharfsmidische Entwurf je Gesetz werden sollte, allein diese Drohung kann nur politische Kinder schrecken. Die Verhältnisse liegen eben heute ganz anders als zur Zeit und während der Dauer jenes ersten Exodus. Sollten sie selbst jene Drohung im ersten Augenblicke der Erbitterung und der verletzten Nationaleitelkeit ausführen und dem Reichsrate auf kurze Zeit den Rücken kehren, auf die Dauer ist heute bei den stürmisch wogenden politischen Verhältnissen an die Abstinenz einer politisch so regsam, lebenskräftigen, nichts weniger als auf Selbstmord ausgehenden Nation wie der tschechischen, nicht entfernt zu denken. Die „Führer“ vielleicht, keinesfalls aber die Wählerschaft, würden sich ein zweitesmal in die Rolle des schmollenden Achilles finden.

Es gab eine Zeit, wo das Tschechische gewissermaßen Staatsprache in Böhmen war, allein diese Periode liegt in so weiter Ferne, war übrigens von so kurzer Dauer und die politische Lage hat sich seitdem insbesondre durch die Begründung der deutschen, Böhmen wie eine Zange umklammernden Weltmacht so gründlich verändert, daß tschechische Phantasterei von der Wiederherstellung eines Nationalstaates und dessen Attributes, der tschechischen Staatsprache, wohl träumen, der vernünftige Politiker aber an eine Verwirklichung derselben kaum ernstlich denken kann. Diese Wandlung geschah übrigens auf ganz naturgemäßem Wege, keineswegs durch künstliche Germanisirung, wie die Tschechen behaupten. Wie es gekommen ist, daß im Laufe der Zeit die tschechische Sprache, aus ihrer ehemals bevorzugten Stellung verdrängt, aufgehört hat, die alleinige Landessprache zu sein, darüber giebt uns der slawische Gelehrte Pater J. Schaller in seiner 1770 erschienenen Topographie Böhmens Aufschluß. Dort heißt es in der Einleitung: „Ob schon die slawische Sprache, welche unsre ersten Vorfahren aus ihren alten Wohnsitzen nach Böhmen gebracht haben, sowohl im ganzen Lande, als auch bei Hofe selbst, so lange einheimische Herzoge und Könige das Land regierten, herrschend gewesen war, so weiß man doch zuverlässig aus den allerältesten Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts, daß alle Reichs-sachen, wie auch die Inschriften der Münzen in lateinischer Sprache verfaßt worden sind. Diese Hof- und Landessprache blieb unverändert bis auf die Zeit des Königs Johann. Hier pflogen die Böhmen einen genauen Umgang mit auswärtigen Völkern und fingen zugleich an, sich der deutschen, italienischen und französischen Sprache zu bedienen. Dessen ungeachtet räumten die Böhmen zu allen Zeiten ihrer Muttersprache den Vorzug ein, ja man bemühte sich um desto fleißiger, besonders zu Rudolfs II. Zeiten, dieselbe auszubilden und allezeit mehr und mehr in Aufnahme zu bringen. Zu diesem Ende wurde 1615 auf dem Landtage zu Prag beschloffen: 1. daß in allen Pfarrkirchen und Schulen, wo die böhmische Sprache zu solcher Zeit üblich war, sie auch ferner gepredigt, gelehrt und beibehalten, in den übrigen aber dieselbe alsbald nach dem Ableben des Pfarrers oder Schulmeisters hergestellt werden

solle; 2. daß man niemand, der dieser Sprache nicht kundig ist, das Bürgerrecht erteile, und 3. alle diejenigen, welche böhmisch können und nicht reden, aus dem Lande schaffen solle(!). Dieser Eifer aber für die tschechische Sprache nahm bald ab, besonders unter Ferdinand II., da die deutsche Sprache bei allen öffentlichen Gerichten erlaubt und eingeführt worden ist. Von dieser Zeit an drang diese von Sachsen, Baiern und Österreich mit großen Schritten allzeit tiefer ins Land ein, und man trifft jetzt ganze Kreise deutsch an, wo ehemals die tschechische Sprache allein üblich war."

Wenn also später unter den Nachfolgern Ferdinands II. die tschechische Sprache in den höhern und mittlern Ständen weniger gepflegt wurde als früher, so ist dies einerseits der lateinischen Sprache, die damals Schul- und Lehrsprache war, anderseits der beginnenden Kultur und der Verbreitung der deutschen und anderer Sprachen, keineswegs aber volksfeindlichen Bestrebungen der Regierung zuzuschreiben. Josef II. z. B., dem man speziell die Begünstigung der deutschen Nationalität auf Kosten der tschechischen andichtet, hat vielmehr letztere eher begünstigt und belebt. Er war es, der die Veröffentlichung aller Gesetze in beiden Landessprachen, die Verpflichtung aller öffentlichen Beamten zur Kenntnis der deutschen und tschechischen Sprache, die Aufnahme aller Verhöre in der Sprache der Vernommenen, die Verpflichtung aller Behörden zur Annahme aller Eingaben in der von dem Einbringer gewählten Sprache, endlich die Verpflichtung des Klerus zum Gebrauche der in der Gegend am meisten üblichen Landessprache vorschrieb und nachdrücklich empfahl. Kaiser Josef II. war also ein Freund und Wohltäter der Tschechen, und wenn er anstatt der lateinischen die deutsche Sprache zur Schul- und Unterrichtssprache erhob, so that er dies eben nur in der Absicht, die geistige und wissenschaftliche Bildung des Volkes zu fördern, nicht aus Vorliebe, sondern nur in gerechter, väterlicher Fürsorge für die Deutschböhmen und in weiser Beachtung der Forderungen der Zeit und des Staates.

Also nicht erst in der Neuzeit, durch gewaltsame Germanisirung, sondern durch die Macht und den Drang der Verhältnisse hat die deutsche Sprache allmählich Verbreitung im Lande gefunden und das Recht erworben, von ihr als Staatssprache ganz abgesehen, gleich der tschechischen geachtet und gepflegt zu werden. Ja die Tschechen selbst müßten, wenn sie statt nach allerhand Utopien nach dem schönern Ruhme strebten, geistige Vermittler zu werden zwischen dem heute schroff einander gegenüberstehenden Deutschtum und Slawentum, wozu Böhmen durch seine geographische Lage und durch den Dualismus seiner Bewohner bestimmt scheint, der deutschen Sprache dieselbe Pflege angedeihen lassen wie der tschechischen.

Auf der andern Seite können wir leider aber auch den Deutschen in ihrem Verhalten zur zweiten Landessprache den Vorwurf eines allzu schroffen, einseitigen Standpunktes nicht ersparen; möge uns dieses freimütige Bekenntnis

immerhin in den Verdacht eines „Nuchdeutschen“ von der famosen „Wirtschaftspartei“ bringen. Wir haben hier vor allem die sogenannte lex Kvičala vor Augen. Durch diesen von dem tschechischen Professor Kvičala im böhmischen Landtage eingebrachten Gesetzentwurf soll bekanntlich bestimmt werden, daß beide Landessprachen an sämtlichen Mittelschulen Böhmens, die tschechische an den deutschen, die deutsche an den tschechischen, zum Zwangslehrgegenstande erklärt werde. Diese lex wird von den Tschechen als höchst patriotisch angepriesen, da sie unter andern insbesondre dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Elementen, die des Deutschen hinreichend mächtig sind, im Heere (Reserveoffiziere) und im Zivilstaatsdienst mit einemale abhelfen soll, und für sie wird mit allen möglichen Mitteln gewirkt. Voraussetzung soll dabei sein, daß umgekehrt auch die Deutschen zur Erlernung des Tschechischen angehalten werden. Gegen diese Zumutung, gegen diesen gesetzlichen Zwang sträuben sich nun die Deutschen aus Leibeskräften, indem sie ein derartiges Gesetz als eine Demütigung und Schmach, als einen Frevel an der Majestät der deutschen Weltsprache bezeichnen. Damit schießen sie aber doch wohl ein wenig übers Ziel hinaus. Eine Schmach ist das Zurückdrängen und Zurückweichen des Deutschen vor dem magyarischen Bescheräh=Idiom in Ungarn, eine Schmach ist aber nicht die Kenntnis eines der Zweige der slavischen Weltsprache, die von hundert Millionen gesprochen wird.

Nützlich kann diese Kenntnis, dieses Verständnis selbst in rein deutschen Städten wie Reichenberg, Rumburg u. s. w. sein. Die Kenntnis mehrerer Sprachen begründet, wenn auch vielleicht keinen Vorzug, doch gewisse Vorteile, da hierin das Mittel liegt, sich, wenn wir auch von dem geistigen absehen wollen, wenigstens den materiellen Verkehr mit andern Völkern zu erleichtern. Wohl ist die Sprache ein wesentliches Bestandteil jeder Nationalität, aber die Sprache allein schafft noch keine Nation, ein Volk kann seine Sprache ändern oder sich in gewissem Grade mehrere zugleich aneignen, ohne deshalb seine Nationalität aufzugeben. Wie weit soll aber diese Kenntnis der tschechischen Sprache gehen? Das ist die Frage. Von dem Deutschgeborenen zu verlangen, er solle ihrer in Schrift wie in Wort gleich seiner Muttersprache mächtig sein, wie dies jetzt von den Staats- (Justiz-) Beamten selbst in rein deutscher Gegend gefordert wird, ist unbillig, ungerecht, und gegen eine solche Zumutung sträuben sich die Deutschen mit Fug, folglich auch gegen ein Gesetz, das ein solches sprachliches Zwittertum für alle Zukunft festsetzen soll. Vollends für den künftigen Privatmann enthielte die ganze Zumutung eine überflüssige Quälerei. Kurz, so wie der Gesetzentwurf vorliegt, ist er für die Deutschen kaum annehmbar; mit einer kleinen Abänderung aber, die den Kern unverändert läßt, erscheint er uns der Erörterung fähig und geeignet, auf diesem wichtigen Gebiete wenigstens eine Verständigung herbeizuführen. Wir denken uns nämlich die vielbesprochene lex in folgender Weise eingeschränkt.

Die deutsche Sprache werde an sämtlichen tschechischen Mittelschulen Böhmens als Zwangsfach eingeführt und ihrer Bedeutung als tatsächliche Staatssprache

gemäß möglichst eifrig, wenigstens viel eifriger und gründlicher als bisher, wo sie freier Gegenstand war, betrieben. Anderseits möge, da die Tschechen auf dieser Forderung als *conditio sine qua non* nun einmal bestehen, auch die tschechische Sprache an den deutschen Mittelschulen für obligat erklärt werden, jedoch wohlverstanden nur in einem solchen Maße, als dies ohne wesentliche Beeinträchtigung der andern Unterrichtsgegenstände geschehen kann, der Schüler nicht überbürdet wird und sich nur ein gewisses Verständnis dieser Sprache erwerben soll, ihm also nicht etwa zugemutet wird, sich eine gründliche Kenntnis derselben anzueignen. Man hätte sich also — so denken wir uns die Sache — im Untergymnasium (Unterrealschule) auf die Übersetzung einfacher Aufgaben aus dem Böhmischen ins Deutsche, in den vier obern Klassen auf die Übertragung nicht zu verwickelter Übersetzungsstücke aus dem Deutschen ins Böhmische zu beschränken. Dagegen müßten größere selbständige Stilübungen, welche ein selbstthätiges Denken in der betreffenden Sprache voraussetzen, durchaus ausgeschlossen sein. Denn mit der gründlichen Aneignung des Tschechischen hat es für den Deutschen eine eigne Bewandnis: die Muttersprache leidet ganz entschieden darunter, das Sprachorgan wird verdorben, ein Nachteil, der sich dem Ohr recht unangenehm bemerkbar zu machen weiß, wie wir dies täglich in Orten mit gemischter deutsch-tschechischer Bevölkerung wahrnehmen können. Auf die angedeutete Weise wäre ein wichtiges Streitobjekt beseitigt, dem Selbstbewußtsein und Nationalstolz der Tschechen ohne allzugroße Opfer der Deutschen Rechnung getragen, und eine Verständigung in den weitern Punkten dürfte dann nicht allzulange auf sich warten lassen.

Die endliche Beilegung der eisleithanischen, also hauptsächlich deutsch-tschechischen Sprachenkämpfe wäre von unabsehbaren, segensreichen Folgen nicht bloß für „Oesterreich,“ sondern für die ganze Monarchie. Sa wir sind sanguinisch genug, zu glauben, daß ein in sich gefestigtes Eisleithanien der erste Schritt wäre zur Brechung der immer übermütiger und toller sich geberdenden magyrischen Großmannsucht, und daß im Laufe der Zeit, sollte es auch nicht mehr möglich sein, die erste Forderung und Eigenschaft eines konstitutionellen Großstaates: ein Zentralparlament für die innern Angelegenheiten von Cis und Trans, wieder ins Leben zu rufen, der Einheitsgedanke des Gesamtreiches wenigstens nach außen hin in einer Art Zentraldelegation (für die gemeinsamen und äußern Angelegenheiten), deren herrschende Verhandlungssprache die deutsche sein müßte, zum Ausdruck gebracht werden könne. Eine derartige, gewiß höchst bescheidene Reform, mit der vielleicht auch die Wiedereinsetzung des alten Namens „Oesterreich“ schlechtweg (statt österreichisch-ungarische oder richtiger ungarisch-österreichische Monarchie) Hand in Hand gehen könnte, würde selbst in Transleithanien (von den Magyaren natürlich abgesehen) kaum auf ernstern Widerstand stoßen, weder bei den Deutsch-Ungarn noch bei den die grünweißrote Fahne verabscheuenden, viel eher dem Schwarzgelb zuneigenden Kroaten und Slowaken.